

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 24. Oktober 1901.

(Nachdruck verboten.)

Geld.

Novelle von M. Böhme.

(Fortsetzung.)

IV.

Schon nach wenigen Tagen führte die „Stiftsdame“ ihren Schützling bei Preekmanns ein. Ihre Routine in derartigen Fällen bewährte sich den einfachen, ahnungslosen Menschen gegenüber auf das Beste. Weder der Konsistorialrath noch Helene hegten gegen die Absichten der ehrenwerthen, muskelliebenden Dame und ihres Begleiters, den sie unter irgend einem plausiblen Vorwand mitbrachte, den geringsten Argwohn. Im Gegentheil gelang es Selm in beinahe überraschender Weise, sich schon in ganz kurzer Zeit das Vertrauen und die Sympathie von Vater und Tochter zu erwerben, so daß er wie ein naher Verwandter mit ihnen verkehrte und fast täglich im Hause aus- und einging.

Selm war ein ziemlich guter Menschenkenner. Schon bei seinem ersten Besuch in der Villa Preekmann fühlte er, daß er sich diesen Leuten gegenüber anders zu verhalten habe, als beispielsweise Therese Behr gegenüber. Hier konnte nur ein ruhiges, bescheidenes, gediegenes Wesen Eindruck machen und zum Ziel führen, und danach richtete er sein Benehmen ein. Außer seiner natürlichen Liebesswürdigkeit, die er, wenn er wollte, herauskehren konnte, trugen seine vielseitigen Begabungen und vor allem sein nicht unbedeutendes musikalisches Talent dazu bei, ihm Helenens und ihres Vaters Gunst zu gewinnen. Er spielte leidlich gut Violine, und außerdem hatte er ein so feines musikalisches Gehör, daß er jede einmal gehörte Melodie auf dem Klavier wiedergeben konnte. Auf diese Weise fanden sich zwischen Helene und ihm die ersten Anknüpfungspunkte, denen sich später noch mehr gemeinsame Interessen und gegenseitige Sympathieen zugesellten.

Der Konsistorialrath hatte den angenehmen jungen Mann von Anfang an in sein Herz geschlossen, und als er etwa drei Wochen nach Selms erstem Besuch eines Morgens ein Schreiben empfing, in dem dieser in aller Form um Helenens Hand anhielt, empfand er mehr Freude als Verwunderung darüber. Mit derselben Post, die Selms Antrag brachte, war aber noch ein Brief gekommen, der auch einen Heiratsantrag für Helene enthielt. Dieses zweite Schreiben kam von einem Geistlichen, der ein Studiengenosse und Freund von Helenens Bruder war, und als solcher vor etwa zehn Jahren öfters die Ferien in dem gastfreien Preekmann'schen Hause verlebte und dabei Helenens Bekanntschaft gemacht hatte. Reinhold Frohwein war arm und elternlos. Ein reicher Altenburger Onkel hatte ihn erzogen und ihn studiren lassen, und seit Jahren galt es

als abgemacht, daß er die einzige Tochter dieses Onkels nach Beendigung seiner Studien heiraten sollte. Die Dankbarkeit gegen seine Verwandten hatte jede Auslehnung gegen diese Voraussetzung im Keime erstickt, und widerspruchslos war er zur Zeit dem Wunsch seiner Familie nachgekommen.

Jetzt hatte er schon seit langer Zeit eine große Pfarre im Altenburgischen inne, und vor zwei Jahren war ihm seine Frau gestorben. Das Pfarrhaus war seitdem verwaist, er selbst fühlte sich verlassen und sein einziges Töchterchen entbehrte schmerzlich die Mutter.

Ein warmer Herzenston wehte aus seinen schlichten Zeilen. Er schrieb, wie Helene schon vor Jahren, trotz ihrer damaligen Jugend, einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht habe, und daß nur die Bande einer auf Dankbarkeit begründeten Verpflichtung seine Wünsche gefesselt hätten. Nun hätte Gott selber das Band gelöst und nichts hinderte ihn mehr, dem Zuge seines Herzens zu folgen, und Helenen — seiner ersten Jugendliebe — seine Hand anzubieten. —

Der Konsistorialrath legte beide Briefe vor Helene hin. Sie las sie, erröthend und mit sichtbarer Bewegung.

„Was sagst Du dazu, Vater?“ fragte sie nach einer Weile.

„Ich! Nichts. Du selbst sollst frei nach Deinem Herzen entscheiden. Aber ich wäre glücklich, wenn ich Dich geborgen wüßte, Helene. Ich könnte einmal ruhiger sterben. Einsam bleiben ist ein hartes Loos, doppelt so hart für eine Frau, als für einen Mann . . .“

Und als Helene noch Minuten noch immer schwieg, nahm der alte Herr wieder das Wort. „Ich will Dich nicht in Deiner Wahl beeinflussen,“ sagte er, „aber wenn sich Dein Herz nicht für einen der beiden entscheidet, und nur der Verstand redet, möchte ich Dir rathe, eher Herrn von Selms Antrag zu berücksichtigen. In pekuniärer Hinsicht ist Reinhold Frohwein natürlich die bessere Partie. Er hat eine einträgliche Pfarrstelle, und durch die Mitgift seiner Frau ist er in den Besitz eines recht bedeutenden Vermögens gekommen. Aber einmal macht das Geld allein nicht glücklich, und zweitens sind wir selber so gestellt, daß die Vermögensverhältnisse Deines künftigen Gatten bei Deiner Wahl nur eine nebensächliche Rolle zu spielen brauchen. Ich habe auch gegen Frohwein selbst nicht das Geringste einzuwenden, aber — er war schon verheiratet und hat ein Kind. Es mag ja eine schöne und ausnahmsweise auch dankbare Aufgabe sein, verwaisenen Kindern die verlorene Mutter zu ersetzen, aber auf jeden Fall bedingt es eine große Aufopferung, und niemals wird einer jungen Frau, die einen Witwer mit Kindern heiratet, jenes beseligende Bewußtsein zu theil, die einzige und unumschränkte Besitzerin seines Herzens zu sein. Immer muß sie seine Liebe mit jemand theilen, und dieses fremde Element, das zwischen ihr und dem geliebten Manne steht, wird

unter hundert Fällen neunzig mal eine gewisse Verstimmung, ein Gefühl der Bitterkeit in der Betreffenden erwecken; wir sind alle Menschen und keine Heiligen. Was Selm anbelangt, so kennen wir ihn freilich erst kurze Zeit, aber ich glaube trotzdem mit Sicherheit behaupten zu können, daß er ein durch und durch ehrenhafter und reiner Charakter ist. Er hat kein Vermögen, und die Art und Weise, wie er darauf hinweist, daß er seiner Frau nur ein bescheidenes Loos zu bieten habe, berührt mich sehr sympathisch. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß er eine tiefe, aufrichtige Neigung zu Dir gefaßt hat, und daß er es als seine größte Lebensaufgabe betrachten wird, Dich glücklich zu machen. Noch ein anderer, allerdings nebensächlicher Umstand beeinflusst mich, zu seinen Gunsten zu sprechen. Selm hat noch eine Mutter und Schwestern, die in dürftigen Verhältnissen leben, deren Lage durch uns manche Verbesserung und Erleichterung erfahren wird, und die Dir deshalb mit dankbarer Liebe zugethan sein werden. Du wirst nie verlassen sein. Das ist mir ein tröstlicher, beruhigender Gedanke und wird mir einmal das Scheiden erleichtern.“

Der Konsistorialrath schwieg. Helene hatte unterdessen ihren Entschluß gefaßt. Reinhold Frohweins erinnerte sie sich wohl noch gut; er war ihr stets sympathisch gewesen. Aber neben der eleganten Erscheinung Selm's mit seiner bestechenden Liebeshübschheit verblaßte der Gedanke an den stillen jungen Theologen, der sich zu der Zeit, als er seine Universitätsferien bei Preekmann's verlebte, noch durch eine übergroße Schüchternheit und recht eckige Manieren auszeichnete.

„Schreibe Herrn von Selm, daß wir ihn erwarten!“ sagte sie nach einer Pause. —

Wenige Tage darauf wurde Helene Preekmann's Verlobung mit Otto von Selm veröffentlicht. In der folgenden Woche reiste Selm ab. Vorher war alles auf die Heirat Bezügliche festgesetzt worden. Anfang Oktober sollte die Hochzeit sein. Der Konsistorialrath hatte es seinem künftigen Schwiegersohn nahegelegt, seine Stellung in A. aufzugeben und in Leipzig zu bleiben, wo er ihm durch seine vielen Konnexionen und Verbindungen einen besser dotirten Posten verschaffen zu können hoffte; aber Selm hatte diesen Vorschlag so bestimmt zurückgewiesen, daß der alte Herr nicht weiter davon sprach. Dagegen hatte der Konsistorialrath sich entschlossen, seiner Tochter an den Rhein zu folgen. Die Villa wurde zum Verkauf ausgeschrieben, und als von Selm nach einigen Wochen schrieb, der eine Theil des Doppelhauses, in welchem seine Mutter wohne, ein durchaus herrschaftliches Anwesen mit großem Garten, sei ihm zum Kauf angeboten, schickte der Konsistorialrath sofort die Kaufsumme ab, mit der Weisung, den Kauf abzuschließen.

In den Monaten, welche zwischen der Verlobung und Hochzeit lagen, war Selm noch zweimal in Leipzig. Ueberhaupt erwies er sich, sowohl in seinen Briefen als bei seiner Anwesenheit, als ein überaus zärtlicher, aufmerksamer Bräutigam, so daß Helene, die doch immerhin mit einigem Zagen den Antrag angenommen hatte, sich wirklich glücklich fühlte und mit frohen Hoffnungen und Illusionen der Zukunft entgegenschau. Das einzige, was sie für den Moment etwas stutzig machte, war die Dringlichkeit, mit der ihr Verlobter sie von Neuanschaffungen für ihre Ausstattung abzuhalten suchte. Die Einrichtung der Villa sollte in das neue Heim mitgenommen werden, da Helene sowohl als ihr Vater sich von den alten, liebgewordenen Gegenständen nicht trennen mochten; aber Helene hätte doch gerne einige neue Sachen gehabt, und es war ihr einigermaßen verdräglich, daß die Wünsche ihres Bräutigams sich in dieser Beziehung nicht mit den ihren deckten. Selm rieth ihr, alles, was noch fehle, in A. zu kaufen; erstens spare man die Transportkosten, und zweitens mache es in einer kleinen Stadt immer einen guten Eindruck, wenn man den Handwerkern und Geschäftsleuten dort auch etwas zu verdienen gäbe. Dem Konsistorialrath leuchteten diese Gründe ein, und Helene mußte sich, um nicht

eigensinnig zu erscheinen, den Vorstellungen der beiden Herren fügen.

Ungefähr acht Tage vor der Hochzeit kam Selm in Begleitung seiner Mutter nach Leipzig. Nach und nach stellten sich dann auch die anderen auswärtigen Gäste ein. Mit Helene's Bruder, dem Geistlichen, und seiner Frau kam ein älterer Verwandter der Familie, ein Justizrath Dommaus, auf dessen Erscheinen man der weiten Reise wegen kaum gerechnet hatte, und den man deshalb mit um so größerer Freude begrüßte. Helene war immer sein Liebling gewesen, und so hatte er es sich nicht nehmen lassen, ihrer Hochzeit beizuwohnen.

Die scharfen Augen des klugen, alten Juristen, der vor der Hochzeit noch einige Tage Gelegenheit hatte, Otto von Selm kennen zu lernen, beobachtete besser als andere.

„Habt Ihr schon daran gedacht, einen Ehekontrakt zu machen?“ fragte er eines Abends den Konsistorialrath. „Ich würde für alle Fälle rathen, eine Gütertrennung festzusetzen. Man kann nie wissen, was eintritt. Am besten ist immer, daß jeder behält, was er hat.“

„Du magst recht haben,“ sagte der Konsistorialrath nachdenklich, und Helene, die gerufen wurde, und der man die Sache auseinandersetzte, erklärte sich ebenfalls einverstanden.

Am nächsten Morgen, als die Familie am Frühstückstisch versammelt war, brachte der Konsistorialrath die Sache zur Sprache. Die alte Frau von Selm hatte kaum begriffen, um was es sich handelte, als sie Messer und Gabel aus der Hand warf und in ein entrüstetes Zetern ausbrach.

Das sei unerhört! Solch eine Schmach! Solche Blamage für ihre ganze, hochangesehene Familie! An so was überhaupt zu denken! Eine Beleidigung sei es — nichts weiter. — Wenn sie geahnt hätte, daß man ihr so etwas bieten werde. — Und dabei warf sie sich auf das Sofa und schluchzte zum Götterbarmen.

„Aber liebe Frau von Selm, das sind ganz veraltete Ansichten,“ sagte der Justizrath ungeduldig. „Die gesetzliche Gütertrennung wird heute von den meisten Eheleuten vereinbart. Lassen Sie sich nur von Ihrem Herrn Sohn — der als moderner Mann ganz unserer Ansicht über diesen Punkt sein wird — erklären, daß hier weder von einer Beleidigung noch einer Blamage die Rede sein kann.“

Otto von Selm hatte sich bis dahin in ein finsternes, verletztes Schweigen gehüllt. „Es thut mir leid, Herr Justizrath, aber ich kann Ihnen nicht beipflichten,“ sagte er kalt. „Ich betrachte diese Maßregel auch als ein im höchsten Grade beleidigendes Mißtrauensvotum.“

Die alte Dame schluchzte noch lauter. Helene und ihr Vater sahen einander bestürzt an. Der Justizrath zuckte verächtlich die Achseln. Nach einer Weile ergriff Pastor Preekmann das Wort.

„Ich muß gestehen, daß ich mich auch nicht sonderlich mit den modernen Maßnahmen befreunden kann,“ sagte er. „Es mag eine veraltete Idee sein, aber ich habe die Ansicht, daß zu einer idealen ehelichen Gemeinschaft auch der gemeinsame materielle Besitz gehört. Das ist Vertrauenssache. Ich meine, zwischen zwei Leuten, die so viel Vertrauen zu einander haben, daß sie ihr Leben aneinanderketten, sei auch solche Vorsichtsmaßregel in betreff des Geldes überflüssig.“

„Und wir haben noch nie einen solchen Fall in unseren beiderseitigen Familien gehabt,“ fügte die Pastorin, eine etwas beschränkte kleine Frau, hinzu. „Ich glaube, es kommt meistens nur bei gewöhnlichen Leuten vor!“

„Natürlich. Nur bei Bankrotteuren!“ meinte die alte Dame. „Ich bleibe dabei, es ist eine Schande für unsere ganze Familie...“

„So laß doch, Helene, laß doch“, sagte die Pastorin halblaut zu ihrer Schwägerin. „Du siehst doch, wie die armen Menschen sich deshalb aufregen. — —“

„Ja, gewiß; wir verzichten darauf,“ erwiderte Helene, aber ihre sonst so klare, weiche Stimme klang seltsam herb und belegt. Obgleich sie nur eine geringe Menschenkenntniß besaß, fiel ihr das Verhalten ihres Verlobten und seiner Mutter doch unangenehm

auf. Ein leises Mißtrauen begann sich in ihr zu regen, und dies Gefühl wurde nicht beeinträchtigt durch einen anonymen Brief aus K., den sie am selben Tage erhielt, und in welchem der geheimnißvolle Schreiber auf das dringendste von der Heirat mit Selma abrieth. Obgleich ihre gerade, offene Natur derlei anonyme Zuschriften, hinter denen sich meistens böshafte Absichten verstecken, verabscheute, und obwohl sie weder ihrem Vater noch ihrem Verlobten den Brief zeigte, hatten die Zeilen des Unbekannten doch ein banges Gefühl des Zweifels in ihr erweckt. Hätte die Hochzeit nicht so unmittelbar bevorstanden, hätte die Scheu vor den Unannehmlichkeiten, dem Aufsehen, dem Beutegerede, das die Auflösung einer Verlobung unter so auffälligen Umständen im Gefolge hat, sie nicht zurückgehalten, so würde sie die ganze Heiratsangelegenheit jetzt noch am liebsten einer vorsichtigen Ermägung unterzogen haben. Aber wie alle geistig nicht ganz freien Menschen hatte sie einen großen Respekt vor der öffentlichen Meinung; nichts war ihr schrecklicher, als der Gedanke, daß ihre Person und ihre Verhältnisse Stoff zu einer Klatscherei geben könnten. Deshalb schwieg sie und ließ das Schicksal seinen Lauf nehmen.

V.

Beinahe ein Jahr war verflossen, seit Helene ihrem Mann in die neue Heimat am Rhein gefolgt war.

Die frische Septembormorgenluft strömte durch die geöffneten Fenster und vertheilte Licht und kühlen Odem in dem großen Eßzimmer, in welchem der Konsistorialrath und das junge Ehepaar am Kaffeetisch saßen. Es war sehr still in der kleinen Runde; das Klirren des Porzellans, wenn eine Tasse niedergesetzt wurde, und das leise Knistern der Zeitung, welche der Hausherr beim Frühstück las, waren die einzigen, dann und wann hörbaren Laute. Draußen zwitscherte ein Schwälbchen, und ein leichter Hauch von Refeden und späten Rosen schwebte in der schon ziemlich herben Morgenluft.

Endlich faltete Selm seine Zeitung zusammen und erhob sich.

„Du darfst mich diesen Mittag nicht zum Essen erwarten, Helene“, sagte er, „ich habe mich mit einigen fremden Herren verabredet, heute nach Rüdeshelm zu fahren. Vor heute Abend werden wir nicht zurück sein. Ich bringe die Herren mit, und Du kannst Dich mit dem Abendessen danach richten. Wenn wir das letzte Schiff erreichen, sind wir gegen acht Uhr da; sonst kann es neun, auch halb zehn werden.“

„Ich dachte, Helene wollte Dich auf dieser Partie begleiten“, sagte der Konsistorialrath. „Sie hat das Niederwalddenkmal noch nicht gesehen und freut sich seit langem auf die Fahrt.“

„Daß doch, Vater“, hat Helene müde.

„Mama meint, es wäre nicht schicklich, daß Helene mit uns Herren geht, es ist ja keine andere Dame dabei. Sie kann einmal mit mir allein dahin fahren, oder wenn Mama oder die Schwestern sich uns anschließen. Also, — adieu bis heut Abend!“

Er nahm sich keine Zeit, auf Antwort zu warten. Bei den letzten Worten hatte er schon die Thürklinke erfaßt und die Thür geöffnet, die er nun rasch hinter sich anzog.

Die beiden am Tische blieben eine Weile stumm; sie sahen einander nur an und verstanden einander, ohne daß sie ihre Gedanken auszusprechen brauchten.

Sowohl der alte Herr als Helene hatten sich in dem verflossenen Jahr sehr verändert. Eine stille Traurigkeit lag in dem milden, gütigen Greisenanlich; seine Augen waren nicht mehr so klar als vor einem Jahr; man sah es ihm an, daß ihn eine heimliche Sorge bedrückte. In diesen letzten zwölf Monaten war er eigentlich erst so recht alt geworden. Sein bekümmertes Blick streifte Helene, die eben mit einem Seufzer ihre Tasse hinsetzte. Er merkte wohl, daß sie mit ihren Thränen kämpfte und tapfer das Schluchzen zurückdrängte, das ihr in der Kehle würgte.

Auch Helene war in dem letzten Jahr merkwürdig gealtert. Ein bitterer, verdrossener Zug entstellte ihr früher so heiteres,

freundliches Gesicht in manchen Augenblicken bis zur Unkenntlichkeit. Gerade jetzt lag ein Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit in ihrem Gesicht, der den alten Herrn tiefer ergriff, als er es merken lassen mochte. Sie seufzten beide. Vielleicht wanderten die Gedanken von Vater und Tochter momentan denselben Weg, — zurück in die Vergangenheit, zu der schönen, sorgenlosen, friedevollen Zeit ihres Zusammenlebens in der rosenumblühten Villa in Gohlis.

Helene hatte bis jetzt nichts als Enttäuschungen in ihrer Ehe erlebt. Schon gleich nach der Hochzeit fand ihr Mann es überflüssig, die Rolle des aufmerksamen und zärtlichen Bräutigams in die Ehe zu übertragen. Nach einer kurzen Hochzeitsreise, — die sich durch die Begleitung der nicht sehr liebenswürdigen Schwiegermutter ziemlich frostig und unerquicklich gestaltete — in ihrem Heim angelangt, vernachlässigte Selm seine Frau in einer beinahe brutalen Weise. Obgleich er nur eine knappe Stunde täglich in der „Bank“ beschäftigt war, hielt er sich doch nur selten zu Hause auf. Die meiste Zeit des Tages und alle Abende verbrachte er in der Gesellschaft seiner Freunde. Gewöhnlich kehrte er erst spät in der Nacht in angeheitertem Zustande zurück. Ein paarmal hatte Helene ihm in tiefster Erregung Vorhaltungen gemacht; aber ihre wohlberechtigten Vorwürfe gaben jedesmal das Signal zu dermaßen wüsten Wuthausbrüchen seitens ihres Mannes, daß sie entsetzt und eingeschüchtert verstummte und ihren Groll und alle Bitterkeit fortan in sich verschloß.

Wenn sie wenigstens noch ein angenehmes Heim gehabt hätte, — aber das schmale, lange, finstere Haus war weder behaglich noch „herrschastlich.“ Selm hatte es lediglich seiner Mutter und seinen Schwestern zu Liebe gekauft. Die Damen beabsichtigten, ihr Pensionat zu vergrößern; man rechnete bei dem Ankauf des Nebenhauses darauf, daß die künftige Schwiegertochter ohne weiteres alle entbehrlichen Räume für diesen Zweck zur Verfügung stellen werde und plante sogar den Durchbruch der die Häuser trennenden Mauer, um auf diese Weise beide Häuser zu verbinden. Allein diesem Wunsch war Helene mit einer ihr sonst ungewohnten Energie entgegengetreten, und da ihr Vater sie in ihrem Widerstand gegen das Ansinnen der Selm'schen Familie unterstützte, hatten die Damen ihren Plan fallen lassen müssen. Seitdem ließen Mutter und Töchter keine Gelegenheit vorübergehen, ohne ihren Groll und ihre Erbitterung über die Enttäuschung an Helene auszulassen; überhaupt war es Helene schon in den ersten Wochen klar geworden, daß die Angehörigen ihres Mannes ihr innerlich fremd und fern standen, und daß sie niemals viel an ihnen haben werde.

Ein hervorstechender Charakterzug sämtlicher Mitglieder der Selm'schen Familie war ein grenzenloser Egoismus. Wie ein eiserner, glühender Faden schlang sich die krasse, rücksichtslose Selbstsucht durch alle ihre Handlungen, durch ihre Denkungsweise, durch ihr ganzes Verhalten. Frau von Selm und ihre ältlichen Töchter hatten bei Ottos Eheschließung nur die ihnen aus dieser Heirat entspringenden pekuniären Vortheile im Auge gehabt. Nun, da sich ihnen diese Vortheile nicht in dem erhofften Umfang boten, lenkten sie ihre Wuth darüber auf Helene, die sie in der kleinlichsten Weise schikanirten und zu unterdrücken suchten. Helene merkte auch wohl, wie ungünstig ihr Mann von den Seinen beeinflusst wurde; aber anstatt sich aufzuraffen und diesem Einfluß entgegenzuarbeiten, ließ sie sich noch tiefer davon unterdrücken. Aller Muth, alle Lebensfreude waren in ihr gehemmt. Nur selten verließ sie das Haus; in den einsamen Stunden ihres Alleinsins spann sie sich immer fester ein in ihre trüben Betrachtungen, in ihre sorgenvollen Gedanken und ahnungsschweren Grübeleien. Oft sann sie auch über die Ursache von ihres Mannes verändertem Benehmen nach, ohne eine rechte Erklärung dafür zu finden. Eine Ahnung, die ihr bisweilen dämmerte, wies sie — weil sie ihr ein beklemmendes Schmerzgefühl verursachte — weit von sich.

Am Hochzeitmorgen hatte Otto ihre disponible Mitgift, 40,000 M. in Staatspapieren erhalten, nachdem bereits 25,000 M. auf den Hauskauf verwendet waren. Seitdem hatte sie von dem Gelde nichts mehr gesehen. Im Haus erwies ihr Mann sich äußerst sparsam. Von den fehlenden Einrichtungsgegenständen waren nur die nothwendigsten angeschafft worden, und diese nur in primitivster Form; ebenso sehr kargte Selm mit dem Haushaltungsgeld. Aber außerhalb des Hauses, das wußte Helene, waren ihm die Goldstücke nicht an die Finger gewachsen; seine Freunde fanden stets eine offene Hand bei ihm, und für seine Person war ihm das Beste und Theuerste kaum gut genug.

Helenens Stirn legte sich in Falten; sie wäre in der That heute gern mit nach Rüdeshelm gefahren, aber die „Mama findet — —“ und was lag an ihr — —? Wenn er sich nur amüßirt!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Begründer der praktischen Astronomie Tycho Brahe,

† 13. Oktober 1601.

Von F. C l e m e n s (Weimar).

Wenn wir Kopernikus, den berühmten Domherrn von Frauenburg, als den Begründer der theoretischen Astronomie verehren, so dürfen wir wohl Tycho Brahe als den Vater der praktischen Astronomie bezeichnen. Nicht etwa, daß diese beiden großen Männer die astronomische Wissenschaft erst geschaffen hätten. Ihre Geschichte ist vielmehr uralte, sie geht bis in's Jahr 3000 v. Chr. zurück, zu welcher Zeit die Chinesen schon die Sterne untersuchten. Die alten Indier berechneten bereits die Finsternisse, die Babylonier und Aegypter schufen einen genauen Kalender, die Griechen bestimmten Fixsternörter, berechneten Größen und Entfernungen. Den Arabern gebührt das hohe Verdienst, uns die Ergebnisse der astronomischen Forschung des Alterthums getreu bewahrt zu haben. Erst im 15. Jahrhundert n. Chr. beginnt sich indessen das Interesse an der astronomischen Wissenschaft im Abendland zu regen, und wenn sie auch noch lange Zeit in der Hauptsache dem astrologischen Aberglauben Dienste leisten mußte, so erhob sie sich doch, dank den Errungenschaften eines Kopernikus, Tycho Brahe und Kepler bald auf einen höheren Standpunkt.

Die Bewegung der Erde, von der schon die Alten vorahnend gesprochen hatten, fand in Kopernikus ihren wissenschaftlichen Bekünder und Begründer. Die Anschauung seines großen Nachfolgers, des trotzigen Dänen Tycho Brahe, muß dem prüfenden Epigonen zunächst als bedauerlicher Rückschritt erscheinen, denn der große Astronom, beirrt durch einige Fehler im System des Frauenburger Domherrn, hielt hartnäckig an der Stellung der Erde im Centrum der Welt fest und ließ um sie Sonne und Mond, und nur die Planeten um die Sonne kreisen — er versuchte also eine Art Kompromiß zwischen der alten und neuen Anschauung zustande zu bringen —, aber er gerade war es, der zwanzig Jahre hindurch das kostbare Beobachtungsmaterial sammelte, das seinen Schüler und Nachfolger Kepler in den Stand setzte, das System des Kopernikus zu reformiren und seine großen Gesetze zu begründen. So steht also einer der großen Männer immer auf den Schultern seines Vorläufers, und ist es deshalb durchaus falsch, Tycho Brahe als fanatischen Gegner des Kopernikus hinzustellen. Auch persönlich war er sein wärmster Verehrer, das Bild des deutschen Domherrn nahm, mit Vorbeeren geschmückt, den Ehrenplatz seines Staatszimmers ein und den Tag, an dem ihm das Instrument, das

Kopernikus für seine Beobachtungen benutzt hatte, als Geschenk übersandt wurde, feierte er in einem lateinischen Gedicht.

Tycho Brahe zählte zu jenen Glückskindern, denen das Leben in reicher Fülle alles in den Schooß wirft, was sie zur Lösung ihrer Lebensaufgaben bedürfen. Aus hochangesehenem und vornehmerm Geschlecht, und selbst ziemlich vermögend, fand er wie Goethe einen Fürsten, der ihm so reiche Mittel zur Förderung seiner Wissenschaft bewilligte, daß wir Kinder des 20. Jahrhunderts bei einem Vergleich erröthen müssen. Als ältester Sohn des Reichsraths und Herrn zu Knudstrup, Otto Brahe, wurde Tycho am 14. Dezember 1546 geboren. Von seinem kinderlosen Onkel Georg den Eltern heimlich entführt, wurde er von diesem äußerst sorgfältig erzogen, ja vielleicht sogar verzogen, woraus sich die Hartnäckigkeit und der Eigensinn seines Wesens erklären dürfte. Die Lehrer, die der Onkel ihm hielt, erkannten bald das Genie des Knaben, und der Onkel setzte es durch, daß Tycho nicht, wozu der Wille seines Vaters ihn bestimmte, ein Kriegsmann werden mußte, sondern sich gelehrten Studien widmen konnte. Erst dreizehn Jahre alt, bezog der Knabe die hohe Schule zu Kopenhagen. Er war für das Studium der Rechtswissenschaft bestimmt, machte aber auch fleißig lateinische Verse, und eine am 21. August 1560 stattgehabte Sonnenfinsterniß lenkte seine Aufmerksamkeit zuerst auf die damals noch wenig kultivirte Wissenschaft der Sternkunde. Allerdings warf er sich auf diese zunächst in der Hoffnung, den Vorhang der Zukunft zu lüften, und lebenslang ist es ihm nicht gelungen, sich ganz des astrologischen Aberglaubens zu ent schlagen. „Er habe nicht die Meinung anderer, die den ungewöhnlichen Sternen alle Kraft und Wirkung benehmen wollten,“ äußert er sich in einer Abhandlung von den Kometen. In der That stellte er später auf Begehren des Königs den dänischen Prinzen die Nativität.

Als junger Student stand er natürlich noch weit mehr als später im Banne der Astrologie, aber gerade diese Thatsache spornte den Eifer des Jünglings auf's Aeußerste an. Sein Hofmeister hielt ihn im Auftrage seines Oheims sehr knapp, um ihn vor den gewöhnlichen Ausschreitungen seines Alters zu bewahren, er mußte sich daher, weil dieser außerdem auch die Abweichung von Tycho's eigentlichem Studium nicht billigte, die astronomischen Hülfsbücher, deren er bedurfte, heimlich für sein Taschengeld anschaffen und seine Beobachtungen am Himmel des Nachts anstellen, wenn sein Mentor im tiefen Schlafe lag. Mit den primitivsten Instrumenten begann der große Astronom seine Thätigkeit, eine kleine Himmelkugel von wenigen Zoll im Durchmesser diente ihm als Hülfsmittel bei seinen ersten Forschungen.

Er war inzwischen mit seinem Hofmeister nach Leipzig übergesiedelt (im Februar 1562), hier fand er einen Freund, Scultetus, einen Schüler des berühmten Mathematikers Hommel, der ihm nicht nur die eigenen astronomischen Kenntnisse mittheilte, sondern auch verschiedene nothwendige Instrumente mit ihm verfertigte. Tycho begann nun bereits selbständig den Astrologen zu spielen, er sagte aus einer Mondfinsterniß anhaltend feuchtes Wetter voraus, das auch wirklich eintrat, eine Erscheinung, die den ziemlich selbstbewußten und eigensinnigen Jüngling natürlich in seinem Vorurtheil bestärkte. Im Mai 1565 begab er sich nach Kopenhagen, wo sein Oheim inzwischen gestorben war; er beschloß nun, sich ganz seiner Lieblingswissenschaft zu widmen und beharrte gegen den Widerstand seiner Angehörigen und aller seiner Standesgenossen, die eine derartige Beschäftigung der Würde des Adels nicht für entsprechend erachteten, eisern auf seiner Meinung. Bald sollte die Zukunft ihm recht geben, denn gerade ihm war es ja vorbehalten, das herrschende Vorurtheil zu zerstören und die Astronomie in allen Kreisen und Ständen populär zu machen.

Während zweier Jahre hielt er sich in Klostod auf, hier sagte er den Tod des türkischen Kaisers Soliman bei Gelegenheit einer Mondfinsterniß voraus — der Kaiser that ihm auch wirklich den Gefallen zu sterben, nur etwas verfrüht, trotzdem trug ihm die

Prophezeiung hohes Lob ein. Hier verlor der junge Astronom auch einen Theil seiner Nase und zwar im Streit mit einem andern jungen dänischen Edelmann, worauf er sich kurz entschlossen eine Nase aus einer metallenen Komposition von Gold und Silber fertigen ließ, „welche er alsdann“, wie sein Biograph Helfrecht sich ausdrückt, „mit einem gewissen Kleister, den er bei sich trug, immer von Zeit zu Zeit befestigen mußte.“ Seine astronomischen Arbeiten begannen nun bereits, Aufsehen zu erregen, und die Aufmerksamkeit des dänischen Königs Friedrich II. auf ihn zu lenken. Nachdem er noch in Wittenberg sich aufgehalten, wählte er 1569 Augsburg zum Domizil, wo er seine erste bedeutende Erfindung machte, indem er den Quadrant konstruirte und dieses Instrument öffentlich aufrichten ließ. Hier begann er auch die Herstellung seiner großen Himmelskugel, die jedoch erst nach fünf Jahren vollendet wurde.

Der dreiundzwanzigjährige junge Mann genoß jetzt bereits hohen Ruhm, seine Aussprüche galten als Orakel, alle gelehrten Fremden wollten ihn sehen. Der Tod seines Vaters führte ihn nach Dänemark zurück und machte ihn zugleich zum Erben des Erb-sitzes der Familie, Rundstrup. Sein Oheim Steen Bille stellte ihm für seine Studien sein Besitzthum zur Verfügung, das sich vortref-flich für die Himmelsbeobachtung eignete, auf diesem errichtete Tycho sein Observatorium und Laboratorium, vermehrte seine Instru-mente und Geräthschaften durch eigene Erfindungen um zahlreiche neue, auch entdeckte er hier im November 1572 einen neuen Stern in der Kassiopeia, ein Ereigniß, das seinen Ruhm noch bedeutend ver-mehrte. Um den durch die Nothwendigkeit, am Hofe zu verkehren, und die zahlreichen Besuche veranlassenden fortwährenden Störungen zu entgehen, plante er eine Reise nach Deutschland und Italien, zu keinem andern Zwecke, als den der Auffuchung eines für seine Beobachtungen geeigneten stillen Ortes. Anfangs hinderte ihn aber ein Fieber, dann seine Heirat und häusliche Einrichtung. Er be-thätigte auch inbezug auf letztere seinen entschlossenen Charakter; ungeachtet des Gezeters der ganzen adligen Sippschaft erwählte er sich eine schlichte Bauers- oder Pfarrerstochter, Christine, mit der er denn auch in glücklichster Ehe lebte und die er nachdrücklich gegen alle Anfeindungen in Schutz nahm.

Auf Veranlassung des Königs hielt er vom 23. September 1574 ab in Kopenhagen astronomische Vorlesungen, dann führte er seine Reisepläne aus und besuchte u. a. den Landgraf Wilhelm von Hessen, einen großen Freund der Sternkunde, der ihn nochmals dem Könige Friedrich auf das Angelegentlichste empfahl. Dies ver-anlachte diesen, seinen berühmten Landessohn, der sich schon Basel als dauernden Aufenthaltsort erkoren hatte, durch Zuwendung außerordentlicher Mittel dauernd an das Vaterland zu fesseln. Er schenkte ihm die ganze Insel Hveen im Sund (1576), setzte ihm ein Jahrgehalt von 500 Thalern aus, übernahm sämtliche Kosten für Aufrihtung der erforderlichen Gebäude, Anschaffung der astronomischen und chemischen Instrumente und Geräthschaften. Dadurch wurde der glückliche Gelehrte in die Lage versetzt, sich ganz seiner Wissenschaft widmen zu können und ihr Mittel dienstbar zu machen, wie sie selbst in unserer Zeit selten einem Forscher so glänzend und reich zur Verfügung standen.

Und Brahe war keineswegs der Mann, der aus Bescheiden-heit eine Sache nur halb that. Er verlangte eher zu viel als zu wenig und begann auf seiner Insel mit der Errichtung von Anlagen und Bauten, wie sie in der damaligen Zeit ihresgleichen nicht hatten. Bereits am 8. August 1576 wurde in Gegenwart des Königs der Grundstein zu der berühmten Uranienburg gelegt, einem prächtigen Schlosse, das 1580 vollendet und 1584 noch durch ein weiteres wunderbares Gebäude, die Sternenburg, ergänzt wurde.

Durch neue Erfindungen auf allen Gebieten wußte Tycho die Einzig- und Eigenart seiner Schöpfung und ihren Reiz für die Besucher noch allenthalben zu erhöhen. „Selbst der 40 Ellen tiefe Brunnen im Hofe war eine sehr künstliche Anlage, der sich in

mehreren Fontainen, die aus Thierbildern sprangen, theilte, und durch Röhren dem Schlosse in jedes Zimmer Wasser und zugleich ein Rettungsmittel bei Feuergefahr gab.“ Die Räume schmückten Bildnisse und Gemälde großer Männer, Embleme mit sinnreichen, von ihm selbst verfaßten Ueberschriften. 14 Schornsteine hatte er so sinnreich zu verbinden gewußt, daß man auf dem Gipfel des Hauses nur zwei bemerkte. Vor Tychos Bette stand ein großes Rad, das er im Bette liegend umdrehen und durch dessen Oeffnun-gen er die Sterne beobachten konnte. „Bermittelt verschiedene Signale konnte er jeden Diener sogleich beordern, wohin er kommen sollte.“

Ähnlich prächtig und wunderbar war die Sternenburg ein-gerichtet, von deren Souterrains aus man den gestirnten Himmel auch bei Tage zu beobachten vermochte. Hier hatte er in unter-irdischen Räumen seine werthvollsten Instrumente aufgestellt. Brahe gedachte die Sternenburg durch einen unterirdischen Gang mit der Uranienburg zu verbinden, welcher Plan jedoch nicht zur Ausführung gelangte. Ferner baute er große Wirthschaftsgebäude, eine Mehl-, Papier-, Dampf-, Schleif- und Poliermühle, sowie eine Wasser-mühle mit einem neuen von ihm erfundenen Mechanismus.

Diese großartigen Anlagen verschlangen selbstverständlich ungeheure Summen, wie auch die Geräthe und Instrumente Brahe's einen bedeutenden Werth repräsentirten. Berühmt unter letzteren war besonders eine große messingene Himmelskugel, deren Preis 5 000 Thaler betragen haben soll. König Friedrich überhäufte des-halb seinen Schützling mit immer neuen Gnadenbeweisen, verließ ihm 2 000 Thaler jährliche Einkünfte aus dem orafundischen Zoll, das Behen Nordfiord in Norwegen, ein Kanonikat mit reichen Ein-künften, und später erhielt er noch ein bedeutendes Grundstück in Kopenhagen, worauf er sich ebenfalls ein Haus mit Observatorium erbauen ließ. Trotz so ungeheurer Zuweisungen verwendete Tycho fast noch sein ganzes Erbe auf die Vollendung seiner kühnen Projekte.

Wie man sich denken kann, genoß der Einsiedler von Hveen, der glücklichste Gelehrte Europas, das höchste Ansehen. Sein Glück und seine Werke erregten Neid und Bewunderung. Sein König, der König von England und viele andere vornehme Personen, sowie große Männer aus allen Ländern besuchten ihn auf seiner Insel, um seine Bauten und Erfindungen zu bewundern. Tycho Brahe empfand freilich alle Besuche als lästige Störungen, er arbeitete und beobachtete unausgesetzt, und seine Beobachtungen zeichneten sich durch eine Sorgfalt und Genauigkeit aus, die sie für die Zukunft zur unschätzbaren Grundlage gestalteten. Der ausgezeichnete Forscher ließ sich außerdem die Anfertigung eines Fixsternkatalogs und die sorgsame Verbesserung der Planeten angelegen sein, wobei ihn nicht nur zahlreiche Studenten und Schüler unterstützten, sondern auch seine Schwester Sophia werthvolle Mithilfe leistete.

„Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten.“ Auch Brahe sollte diese Wahrheit an sich erfahren. Sein herrischer, unbiegsamer Charakter, sein Stolz und Sarkasmus, seine Sucht, immer neue Mittel für seine Wissenschaft zu erlangen, seine vielen Prozesse, die drückende Behandlung seiner Unterthanen auf Hveen, die er mit Steuern und Frohnen hart verfolgte, hatten ihm viele und mächtige Feinde gemacht. Solange allerdings sein Ver-ehrer und Beschützer Friedrich II. lebte, wagten sie sich nicht an den Günstling heran, unter dessen Nachfolger Christian IV. dagegen gelang es ihnen nach und nach, Tycho's Macht und Ansehen zu untergraben. Besonders sein erbittertester Gegner, der Reichshof-meister von Wallendorf, setzte alle Hebel gegen ihn in Bewegung. Mit angeblicher — und vielleicht auch begründeter — Rücksicht auf den schlechten Zustand der Staatsfinanzen entzog man ihm in rascher Folge all' seine Einkünfte, seine Bauern wurden veranlaßt, gegen ihn mit Klagen vorzugehen, man suchte ihm allerhand Un-gehörigkeiten nachzuweisen, schmähte seine Frau und Familie, be-schuldigte ihn grober Verstöße gegen die Religion, ja, ein

Kommission, die die Regierung nach Hveen entsandte, um über die Nutzbarkeit seiner Apparate und Instrumente Bericht zu erstatten, erklärte diese für unnütze Geräthschaften und schädliche Curiositäten. Tief verletzt verließ Brahe am 29. April 1597 seine geliebte Insel, um sich in sein Haus nach Kopenhagen zurückzuziehen. Der große Forscher erlebte aber noch den Schmerz, daß ihm sein Feind Walkendorf im Namen des abwesenden Königs durch die Stadtvogtei verboten ließ, astronomische Beobachtungen anzustellen oder chemische Arbeiten in seinem Hause vorzunehmen, angeblich, weil durch erstere die Nachbarn im Schlafe gestört und durch letztere die Stadt einer Feuergesahr ausgesetzt würde.

Nun gab es keine Möglichkeit für Tycho mehr, in seinem Vaterlande zu bleiben. Mit der Ungnade des Königs belastet, verließ er 1597 Dänemark mit seiner Familie und den Getreuesten unter seinen Schülern für immer. Auf einem gemiethten Schiff transportirte er seine nothwendigsten Mobilien, seine Druckerei und seine Schriften. Zunächst wandte er sich nach Moskau, von wo ihn aber die Pest halb forttrieb, dann hielt er sich einige Zeit in Wandersburg (Wandsbeck) bei Hamburg auf. Hier erreichte ihn — und damit schien der Stern seines Glückes noch einmal aufzugehen — ein Ruf Kaiser Rudolf II. nach Prag, wohin er sich im Herbst 1598 auf die Reise machte. Der Kaiser stellte ihm anfangs das kaiserliche Schloß Benatky, später ein großes Haus in Prag zur Verfügung, das Brahe in eine neue Uranienburg umgestalten sollte. Als Anfangsgehalt wurden ihm 3000 Goldgulden und noch andere Einkünfte im Betrag von mehreren Tausend Goldgulden bestimmt, auch versprach ihm der Kaiser ein adeliges Gut für sich und seine Nachkommen. Tycho bezeugte sich dankbar. „Ich will“, rief er, „meinen Fleiß solchergestalt anwenden, daß der ganze Himmel für mich reden, und alle Nachkommen zu wissen bekommen sollen, was dieser mächtige und fromme Herr der Göttin der Künste für eine Zuflucht und Schutz geleistet habe.“ Mit Eifer begann er seine Einrichtungen und Arbeiten — aber seine Zeit war erfüllt. Am 13. Oktober 1601 erkrankte er nach einem Gastmahl und am 24. desselben Monats erfolgte seine Auflösung, wahrscheinlich insolge von Uramie. Er selbst merkte wohl, daß sein Ende herannahete und starb gefaßt und sanft nach zärtlichem Abschied von den Seinen und musterhafter Ordnung seiner Angelegenheiten. Vor allem äußerte er den Wunsch, daß seine nunmehr geendete Arbeit zur Ehre Gottes gereichen möge und beauftragte seinen Schüler und Gehülfen Kepler mit der Vollenbung der von ihm begonnenen Rudolphinischen Tabellen. Eine Version, nach der er von einem Meider vergiftet worden sein soll, wird durch die glaubhaften Zeugnisse seiner Zeitgenossen widerlegt.

Seine kostbaren Instrumente und Apparate kaufte für eine bedeutende Summe der Kaiser, der sie in einem tiefen Gewölbe aufbewahren ließ und niemandem gestattete, sie zu benutzen, sehr zum Verdruß des genialen Kepler und zum Schaden der Wissenschaft, denn niemand hatte Nutzen von ihnen. Bei der Plünderung von Prag am Anfang des dreißigjährigen Krieges verfielen sie zum größten Theil völliger Vernichtung, nur die berühmte Himmelskugel gelangte 1632 nach Kopenhagen zurück, aber auch sie wurde 1728 durch eine Feuersbrunst zerstört.

Von seinen Werken sind die bedeutendsten die „Astronomiae instauratae progymnasmata“ und „Astronomiae instauratae mechanica“. Die Hauptbedeutung Brahes liegt aber auf dem Gebiet der praktischen Beobachtung. Obwohl ihm noch kein Fernrohr zur Verfügung stand, erzielte er doch die glänzendsten Resultate, er sammelte das großartige Material, auf dem ein Kepler sein stolzes System aufzubauen vermochte. Sein Charakter war, wie aus Obigem erhellt, nicht ganz ohne Flecken, aber welcher große Mann hätte solche nicht? Die Wissenschaft ging ihm eben über alles, er glaubte, alle Menschen müßten glücklich sein, ihr Opfer bringen zu dürfen wie er. Jedenfalls hätte ein weniger energischer und hartnäckiger

Mann das nicht erreicht, was Tycho Brahe für die Astronomie gewann und was durch ihn zum Dauergut für alle Zeiten geworden ist.

(Nachdruck verboten.)

Im Strudel der Hauptstadt.

Erzählung eines Arztes von N. A. Luchmanow.

Wir Aerzte werden häufig die Reichtväter unserer Klienten, häufig erschließen sich uns alle Familiengeheimnisse und wir dringen in die geheimsten Falten fremder Seelen, aber oft auch sind die Verhältnisse des Lebens leider stärker, als unser Wissen, und die Menschen gehen vor unseren Augen zu Grunde und nicht selten gerade diejenigen, welche wir um jeden Preis retten möchten.

Im Laufe von fünf Jahren war ich Hausarzt in einer reichen Familie, die aus Mann und Frau bestand. Nikolai Dmitrijewitsch N., welcher bereits seine 40 Jahre zählte, war bei seiner stämmigen Figur kerngesund und in seinen Geschäften wie im häuslichen Leben ein fester und entschiedener Charakter. Jewjenja Borissowna, seine Frau, brünett wie er, 35 Jahre alt; sie war träumerisch, zart, nachdenklich, wie eine Madonna Murillos und verschlossen und still wie jene stehenden Gewässer, deren bodenlose Tiefe ihre Opfer niemals herausgiebt. Kinder hatten sie keine. Sie hatten sich in Odesja verheiratet und lebten in Petersburg Geschäfte halber, nach deren Beendigung sie die Residenz wieder auf lange Zeit verlassen wollten.

Vor drei Wochen saß ich in der dritten Sesselreihe im „Kleinen Theater“; man gab Kleopatra von Sardou; die Dekorationen waren glänzend, sie bezauberten förmlich. Die Strahlen der untergehenden Sonne, die elegischen Töne von Harfe, Hoboe und Flöte, das Silberband des Nils, alles dies stimmte auch eigenenthümlich, ließ in meiner Brust jene warme, schmerzende Saite ertönen, welche in der Seele jedes Menschen lebt, selbst eines Geschäftsmannes; mir that das Leben leid, welches in kleinlichen Alltagsorgen hingeht, ich sehnte mich nach Ruhe, nach der Natur, nach jenen Gefühlen und Bildern, welche einst die Jugend bewegt hatten.

Kleopatra — eine berühmte Künstlerin gab diese Rolle — steht auf ihrem Thron und saugt sich mit ihren Augen in Antonius ein. Man fühlt es, wie aus den Augen dieser „Schlange des Nils“ ein magnetischer Strom wilder Sinnensiebe strömt, welcher sich in feuriger Spirale um Antonius windet und ihn eher vernichten als freilassen wird.

Der vierte Akt mit dem Ausbruch toller streitender Leidenschaft zwischen dem fürstlichen Liebespaar ging vorüber. Auch der fünfte Akt war zu Ende; todt war Antonius, todt Kleopatra. Sie waren gestorben, weil nur der Tod so viel Leidenschaft, Entzücken und Liebe einlösen kann. Ich hatte mich von meinem Platz erhoben und wollte schon das Parkett verlassen, als zu Ende des Saales der Schrei ertönte: „haltet die Diebin, haltet die Diebin!“ Das Publikum erregte sich und stürzte dorthin, wo offenbar ein Skandal anhub. In diesem Augenblick legte sich eine leichte, zitternde Hand auf die meine; ich blickte auf und sah in die großen, unruhigen Augen von Jewjenja Borissowna.

„Doktor, ich beschwöre Sie“, — stieß sie hastig hervor — „sagen Sie meinem Mann, daß ich gestern um 2 Uhr bei Ihnen war“, und bevor ich noch den Sinn ihrer Worte begreifen konnte, hatte sie sich schon in der Menge verloren.

„Guten Abend, Doktor! Das ist eine Geschichte!“ Mit diesen Worten trat Nikolai Dmitrijewitsch zu mir. „Da hat man eine thic gekleidete Dame in Brillantenschmuck angehalten, welche sich als Taschendiebin erwies. Uebrigens vertheidigt sie sich mit einer solchen Entrüstung, daß ich sogar zweifelhaft wurde. Nun, die Polizei wird die Sache schon aufklären. Aber wo ist denn

meine Frau, haben Sie dieselbe noch nicht gesehen?"

Ehe ich noch antworten konnte, trat Jewjenja Borissowna zu uns.

"Dort ist an kein Durchkommen zu denken, ein solches Gedränge und Geschrei geht wegen dieses beim Diebstahl ertappten Frauenzimmers; es stellt sich heraus, daß die Taschen vieler Theaterbesucher geleert sind."

"Weshalb hast Du gestern nicht dem Doktor mitgetheilt, daß wir heute im Theater sein werden? Er würde keinen Stuhl genommen haben, sondern zu uns in die Loge gekommen sein!" sagte Nikolai Dmitrijewitsch mit einer gewissen Erregung, indem er mir scharf in die Augen sah.

"Jewjenja Borissowna war, als sie gestern zu mir kam, durch ihr Unwohlsein so benommen, daß sie wahrscheinlich alles vergessen hat," — antwortete ich.

Ein Blick voll heißer Dankbarkeit war meine Belohnung.

Nikolai Dmitrijewitsch wurde sichtlich heiterer.

"Doktor, wollen wir zusammen irgendwo zu Abend essen?" schlug er vor.

"Gott bewahre! Erstlich esse ich nicht zu Abend, zweitens liebe ich es, nach dem Theater immer direkt nach Hause zu gehen, noch ein Weilchen zu sitzen und zu träumen, das Gesehene und Gehörte zu überdenken, meine Eindrücke nachzuprüfen."

"So fahre ich vielleicht noch heute zu Ihnen auf einen Augenblick an, nachdem ich meine Frau nach Hause gebracht — oder nein, ich wage nicht, Ihre Güte zu mißbrauchen. Sagen Sie, wann ich kommen kann . . . morgen?"

"Ja, schon besser morgen, von 10 bis 12."

"Nun gut, morgen!"

Wir verabschiedeten uns, ich gelangte endlich zu meinem Pelz und machte mich auf den Heimweg nach der Morzkaja.

Es war schon halb zwei nachts, ich saß im Kabinet am Kamin im warmen Hausrock und weichen Pantoffeln und grübelte über die Unruhe der Frau N. nach, die sie bei der Begegnung mit mir im Theater an den Tag gelegt hatte. Was bedeutet dies alles? Und plötzlich hatte ich Klarheit. Ich mußte an jenen trüben Tag, da auf unserer fast dunklen Treppe um drei Uhr nachmittags die elegante Gestalt einer jungen Frau an mir vorbeihuschte und augenblicklich in dem Quartier Nr. 17 der zweiten Etage verschwunden war, dessen Thür sich vor ihr geöffnet hatte, noch ehe sie die Glocke berühren konnte, denken. Ich hatte damals in dem Gedanken an den schönen blonden Mitaché der französischen Botschaft gelächelt, der Nr. 17 wohnte. Diese Dame, diese Handbewegung, mit welcher sie nach ihrem Herzen fuhr, als ich stehen blieb und ihr nachschaute . . . ja, das war sie.

In dem Augenblick, da dieser seltsame Umstand in meiner Erinnerung auftauchte, schellte es leise in dem Vorzimmer, und gleich hinter meinem erstaunten Anton trat eine hohe, in einen schwarzen Plüschpelz gehüllte Dame in mein Kabinet. Der Diener, der nicht einmal zu seiner Anmeldung gekommen war, ging hinaus und wir blieben allein.

Jewjenja Borissowna — ich hatte sie sofort erkannt — schlug den Schleier zurück und ließ sich wie erschöpft in den Sessel mir gegenüber nieder.

"Verzeihen Sie, Doktor; mein Mann ist in seinen Klub gefahren; ich habe dies benützt . . . morgen wäre es zu spät gewesen. Mein Mann ist eifersüchtig . . . er hat Verdacht geschöpft. Gestern sah er mich von Ihrer Paradestreppe kommen; ich sagte, ich wäre bei Ihnen gewesen . . . Vielleicht errathen Sie, wo ich war?"

Alles dies sprach sie wie im Fieber; ihre herrlichen Augen glühten wie Sterne, ihr Gesicht war bleich, ihre rothen Lippen bebten und ihre weißen ebenmäßigen Zähne preßten sich von Zeit zu Zeit zusammen, wie um das hervorquellende Schluchzen zurückzuhalten.

"Womit kann ich Ihnen helfen?" fragte ich leise.

"Womit? Erstlich lügen, mit mir lügen, sagen, daß ich nervenleidend, daß meine Brust . . . das Herz schwach ist, daß ich schon wiederholt zu Ihnen um Rath gekommen . . . sodann . . . sodann . . . meinem Manne sagen, daß ich jetzt zu Beginn des Winters nicht reisen kann, daß ich jetzt den Klimawechsel nicht aushalte . . . er will in drei Tagen nach Odessa abreisen . . . und ich kann nicht" — schrie sie schluchzend auf — "ich werde nicht reisen!"

Ich nahm den kleinen Muff aus ihren Händen und legte ihn auf den Kamin, dann nahm ich ihr das Plüschcapüchon vom Kopfe und knöpfte ihr an Hals und Brust den Mantel auf.

"Hören Sie, theure Jewjenja Borissowna, beruhigen Sie sich, Sie bitten etwas Unmögliches . . . Um . . . zu lügen, dazu bin ich noch bereit, um Sie nur zu retten, aber das zweite — kann ich nicht. Sie müssen mit Ihrem Manne abreisen . . . Sie müssen," wiederholte ich, da sie eine verneinende Bewegung machte. "Erstlich ist das Klima Odessas milder und besser als das Petersburger, zweitens rufen Ihren Mann Geschäfte dorthin; hier haben Sie niemand, bei dem Sie bleiben könnten und endlich . . . wird er einwilligen, Sie zurückzulassen? Er ist schon eifersüchtig, er schöpft bereits Argwohn. Wenn er mit Ihnen hier bleibt, wird er die Sache verfolgen und . . . früher oder später alles entdecken. Sagen Sie, hoffen Sie auf irgend welche Veränderung?"

"Ich hoffe auf nichts . . . er ist verheiratet."

"Mein Gott, was wollen Sie denn?"

"Aufschub, Aufschub, nur noch diesen einen Winter! Aber so zu scheiden, ihn jetzt zu verlieren — ich kann es nicht!"

Ich stand unwillig auf.

"Sie reden thörichtes Zeug; Sie handeln wie eine unvernünftige, herzlose Frau. Ihr Mann ist ein guter Mensch; er liebt Sie und Sie müssen sich fügen, mit ihm reisen."

Im Vorzimmer ertönte ein scharfes, starkes Klingeln. Wir beide begriffen instinktiv, wer da läutete.

"Kommen Sie hierher", schrie ich, faßte sie bei der Hand und drängte sie in mein Schlafzimmer.

Anton trat wieder in mein Kabinet, und da er die Dame in demselben nicht mehr sah, so öffnete er nur verblüfft den Mund, ohne ein Wort zu sagen. Ich selbst eilte in das Entree und stieß an der Thür fast mit Nikolai Dmitrijewitsch zusammen.

Er war bleich und sprach ungewöhnlich hastig.

"Verzeihung, Doktor, ich hielt es nicht aus und beschloß doch, Sie aufzusuchen. Ich habe meine Frau nach Hause gebracht, in unsern landwirthschaftlichen Klub auf dem Newski hineingeblickt und habe doch damit geendigt, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Doktor, Alexei Petrowitsch!" — seine Stimme zitterte. — "Sagen Sie, pflegt meine Frau zu Ihnen zu kommen, war sie gestern bei Ihnen?"

"Sie war hier und sonst sogar recht lange", — antwortete ich fest, ihm in die Augen blickend.

"Ja?" — und plötzlich heiterte sich sein Gesicht auf. — "Nun, natürlich ja. Ei sieh," — und er machte einen Schritt vorwärts und nahm ihren Muff vom Kamin — "diese Berstreutheit! Hat sie ihn gestern dagelassen?"

"Wahrscheinlich doch gestern, stellen Sie sich vor, ich habe den Muff nicht einmal bemerkt."

Er beruhigte sich sichtlich, und den Muff immer in der Hand haltend, glättete er ihn liebevoll, als wenn es der kleine Röter seiner Frau wäre. Er nahm auf demselben Sessel Platz, wo sie vor einer Minute gesessen und begann mich auszufragen.

"So ist sie krank?"

"Ja, ihre Nerven sind ernstlich zerrüttet, und ihre Brust ist schwach."

"Sagen Sie mir auf Ehre und Gewissen, kann ich sie ohne Schaden für ihre Gesundheit dieser Tage nach Odessa mitnehmen? Ich fürchte Petersburg; diese Stadt geht mir in allem auf die

Nerven; sie läßt uns alle ein beschleunigtes Doppelleben leben; sie spißt alle Vergnügungen allzu sehr zu und zieht uns alle zu tief in den Strudel des Lebens, besonders unsere Frauen."

Ich bemerkte, daß er in seiner Erregung ungewöhnlich phrasenhaft sprach, als wollte er hierdurch den Sinn seiner Frage übertünchen.

"Wären Sie einverstanden zu reisen und Ihre Frau hier zu lassen?"

"Um keinen Preis!"

"Nun, so bleiben Sie selbst mit ihr in Petersburg."

"Nein, nein, nicht eine Woche mehr. Wenn sie Ihnen gesagt hat, daß sie nicht nach Odessa will, so bin ich bereit, nach Paris, Algier, Amerika zu gehen, wohin sie will — aber in Petersburg bleiben wir nicht!"

"Aber ihre Nerven!"

Er sprang plötzlich auf und zitterte.

"Ich frage Sie, Alexei Petrowitsch, als einen alten Mann und ehrlichen Menschen: hat meine Frau Gründe für den Wunsch, hier zu bleiben und glauben Sie, daß ich diese achten muß?"

"Ich kenne keine Gründe und Ihre Frau kann ruhig mit Ihnen fahren."

"Es ist gut, ich glaube Ihnen."

Dann sagte er noch tausend Entschuldigungen für die mir bereitete Unruhe und ging. Ich begleitete ihn bis zur Treppe und leuchtete ihm, bis er den Schweizer gefunden. Als ich zurückkehrte, war Jewjenja Borissowna nicht mehr da. Sie hatte dem ganz verwirrt gewordenen Anton drei Kubel in die Hand gesteckt und sich von ihm die Hintertreppe hinausbegleiten lassen.

* * *

Am andern Tage, um 9 Uhr morgens, stürzte der Diener von Nikolai Dmitrijewitsch zu uns. Jewjenja Borissowna war gestorben, sie hatte in der Nacht Gift genommen. Als ich in ihre Wohnung kam, fand ich Nikolai Dmitrijewitsch in dem Zustande völliger Erstarrtheit. Er sprach nichts, er begriff nichts, er weinte nicht, er saß in dem Sessel kalt und bleich, bleich wie der Tod.

Sie lag bereits angekleidet auf dem Tische; ihre aufgelösten Haare gingen wie zwei Wellen fast bis zu ihren Füßen. Das Gesicht, schön wie eine Marmorstatue, war ruhig und streng.

Als ich zurückfuhr, begegnete ich vor dem Großen Theater dem jungen französischen Attaché, dessen Traber vor dem Haupteingang hielt; er war vermuthlich nach einem Billet zu der "Schlafenden Schönheit" gekommen, worin die del Era heute auftreten sollte.

Zwei Leben hatte der Strudel der Hauptstadt zerschlagen aber die Stadt lebte dasselbe beschleunigte Leben und die unberührten Kräfte lockt sie an sich und schleuderte aus dem Geleise die zerbrochenen.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Quadrat-Kombinations-Räthsel.

Von German Rothenfels.

	α		γ	
I.	a	a	n	n
	a	a	o	r
II.	e	e	r	r
	i	g	s	s
III.	i	i	t	v
	m	l	w	z
	β		δ	

- I. Quadrat: Namen mehrerer Zaren und Großfürsten in Rußland.
 - II. " Jüdischer Gott.
 - III. " Bestandtheil des Viebes.
 - IV. " Griechische Insel.
 - V. " Erzbiethum Oesterreichs.
 - VI. " Wort für Rückstand.
- VI. α und β γ und δ je ein berühmter deutscher Komponist.

Kapselräthsel.

Midas, Damenschneider, Linde, Eiche, Nutzthier, Versicherung, Gabel, Dasein, Göttingen, Blick, Woche, Ableitung, Bettler, Wankelmuth, Fiedel, Klosterfrau.

Es ist ein Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach in vorstehenden Wörtern versteckt sind, ohne Rücksicht auf deren Silbentheilung.

Geheimschrift.

Heber — Zorn — Licht — Verse — Zange — Glühlicht — Ecke — Kommando — Stall — Etage.

- 1. 2. 5 — 1. 4. — 2. 3. 4. 5. — 1. 2. 3. — 1. 2. 4. 5. — 1. 2. 3. — 2. 3. 4. — 2. 3. 4. 5. — 1. 2. 3. 4. 5.

Zahlenräthsel.

- 1 2 3 4 5 1 6 7 8 9 10 2 5 11 9 1 unternimmt man gern zur Ferienzeit.
- 2 9 2 5 1 4 2 Quelle des thätkräftigen Handelns.
- 1 2 6 8 9 1 Gefühlsausdruck.
- 6 2 4 10 2 9 7 2 3 2 5 2 4 industrielle Anlage.
- 7 8 5 9 11 9 1 mahnt ab.
- 2 3 4 9 9 2 5 11 9 1 Trost im Alter.
- 1 11 10 5 11 9 Königstochter, Gestalt der deutschen Helbenfage.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Kb; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Spieler in Mitthand, hat Solo gereizt, worauf V paßte; nun reizt H auf folgende Karte bis a Solo

a, b, c, dB, a10, 9; bA, 10; c10, D.



Er behält aber das Spiel nicht, da M durch dieses Spiel den Nachs fangen würde und — um glanzvoll zu sterben — lieber selbst a-Hauptspiel macht. Er gewinnt das Spiel mit 63 Augen. Im Stat lagen 11 Augen. V hatte nur 20 Augen in der Karte. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Logogriffs.

Belustigung, Belästigung.

Auflösung des Bilderräthfels.

Blumenvase.

Auflösung des Arithmogriphs.

Argentinien, Regina, Geier, Ente, Neger, Tiger, Irene, Niere, Inn, Eier, Nagethiere.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von Jespersen).

W. Ka4, De1, Te4, Le3, g4, Sc8, Be6, f6, g5.

Schw. Kd5, Th2, Lb2, Sg1, h5, Ba3, c3, e2, f4, h3.

- 1. De1—g3, Sg3;; 2. Sb6+. — 1. . . . , fe3;; 2. Dd6+. — 1. . . . , fg3;; 2. Lf5. — 1. . . . , Kd4;; 2. Sb6+. — 1. . . . , Sg7; 2. Df4: — 1. . . . , Sf3; 2. Df3; — Drohung: 2. Te5+. —

Richtige Lösungen gingen ein von: F. Bodt, Stanislaus Musielewicz, Richard Winterstein, Arthur Lehming, Ewald Benz, Gertha Lipowski, Tassilo Naumann, Otto Roske, Georg Abraham, Paul und Richard Bartich, Georg Leisch, Bruno Lenkeit, Karl Richter, P. B. und F. L., Frik Koczewski, Clara Tolp, Meinhardt Moses, Franziska Groeger, Bromberg, Wilhelm Busch, Crone a B. Anna Müller, Katel, Herbert Gehmann, Else Julius, Elisabeth Stieff, Bromberg.